Nummer 156 Sonnabend, 7. Juli 1923

Berliner Familien-Zeitung

Die Flucht zu den Menschen

ROMAN VON HENNING DUDERSTADT

[17. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Der kleine Doktor tat einen beachtlichen Schluck, wischte sich den Schnurrbart ab und begann zu widersprechen. Es war ihm schwer, sich gegen die Suada Karl Alfreds durchzusetzen. „Lieber Toppidi", sagte der Mirbacher, „was Sie mir da erzählen, ist ohne Zweifel hochinteressant, aber über die Maßen gefährlich."

„Das ist ja das Schöne!"

„Ich bin kein Spielverderber und habe weiß Gott nicht mein ganzes Leben in Mirbach verbracht, wo man natürlich versimpelt. Aber Sie sind allzutief in den Sumpf getaucht. Da unten sind Schlingpflanzen, nachher kommt man nicht los."

„Ich komme schon los."

„Das sagen Sie so! Sehen Sie sich um Himmelswillen vor. Es sind schon andere heillos versackt."

„Doktor, sind Sie aus Mirbach gekommen, um mir Moralpauken zu halten?"

„Mir fehlt die Eignung, aber es scheint mir, als hätten das andere versucht, und das hat Sie in Ihrer Lebensauffassung bestärkt. Ich sage das, was ich auf dem Herzen habe, und das ist dieses: Mal eine Nacht durchgebummelt, [illegible] Frauen, mit Alkohol oder mit beidem, ist ein Göttergeschenk. Nicht mehr nach Hause kommen und nur noch, wie die Lotosblume, des Nachts aufblühen, das stammt vom Teufel. Deshalb warne ich Sie!"

Toppidi ereiferte sich. „Ob Himmel oder Hölle, das soll mir gleich sein. Aber, lieber Doktor Wirttemberg, wie ich in Mirbach war, bin ich mit Abzug unserer Skatrunden bei Vater Marcus" — Elly Wehrmann verschwieg er — „die Wände hochgeklettert vor Stumpfsinn. Ich habe eine Sehnsucht nach den Menschen gehabt, daß für mich der Ruf nach Berlin wie eine Befreiung kam. Ich habe einen Horror vor leeren Räumen, und ich weiß, ich gehöre unter die Menschen. Unter alle Menschen, Doktor. Ich kann nicht schaffen, wenn ich nicht spüre, daß da, wo ich schaffe, auch Leben herrscht. Darum lassen Sie mich krausen. Jeder ist, wie er ist. Und keine Feindschaft nich! Prosit!"

„Es wäre schade drum", sagte der Doktor, und es war nicht zu hören, ob er Karl Alfred oder die Feindschaft meinte.

Die Gläser klangen aneinander.

Sie sprachen von etwas anderm.

Die Musik spielte ganz zart, beinahe tastend. Im Lokal herrschte großer Betrieb. In der rechten Ecke war ein Tisch mit Russen, an dem man eine Flasche Sekt nach der andern bestellte und der Lärm immer größer ward. Einige Frauen tanzten sehr wenig dezent.

In derselben Nacht übrigens, gegen Morgen, als das „Balten-Kasino" schloß und Wirttemberg ins Hotel gefahren war, verlor Toppidi bei „Meine Tante — deine Tante" in einem Spielerlokal in der Ritterstraße über 7000 Mark. Der Zockerfranz hielt die Bank, und viermal fiel die acht links.

9. Kapitel

Die Nacht wollte nicht weichen. Durch die Straßen pfiff Wind, Schnee schlug gegen die Scheiben.

Man schrieb Mitte Januar 1922.

Toppidi kam vom Belle-Alliance-Platz und ging die Friedrichstraße entlang. Es war etwa fünf Uhr morgens.

Irgendwo, in der Bessel- oder Kochstraße, gröhlten Betrunkene. Eine letzte Droschke fuhr müde nach Hause. Ganz selten strich noch ein Mädchen vorbei.

Es fror Karl Alfred. Er war die Nacht über in einer obskuren Kneipe am Planufer gewesen und wollte jetzt in den Bärenkeller zu Meyer-Gaewernoh.

Er hatte kein Geld mehr und wußte nicht, wie er neues heranschaffen sollte. Das war alles. In den letzten paar Monaten hatte er seinen Lebenswandel nach seiner alten Methode fortgesetzt, und er selbst wunderte sich kaum, daß er jetzt soweit war. Es erschien ihm im Grunde sogar ganz logisch. Hinzu trat, daß seine nächtliche Betätigung die des Tages allmählich bei weitem in den Schatten stellte: unter dem selbsttäuschenden Vorwand, nunmehr künstlerisch völlig ungebunden zu sein, war er zum Jahreswechsel aus der Manuela ausgeschieden, hin und wieder schrieb er noch schmissige Sachen, die von den Redaktionen anstandslos genommen wurden. In der Hauptsache aber trieb er sich herum. Frau Kloß, seine biedere Zimmerwirtin, sah ihn kaum noch. Höchstens, daß er sich gelegentlich einen reinen Kragen umband oder ein sauberes Hemd anzog und alle vierzehn Tage einmal Sonntags gegen 10 Uhr nach Hause kam, um bis zum Dunkelwerden zu schlafen. Denn Sonntag [illegible] tote Zeit!

Wo sollte er Geld herbekommen? Und Geld mußte er doch haben! Daß er nicht mehr bei der Manuela war, war weiter kein Unglück: schon lange hatte es ihm keinen Spaß mehr gemacht! Sein Gehalt war übrigens immer schon in Vorschüssen zu drei Vierteln vorweggenommen, und der Rest hatte höchstens bis zum dritten oder vierten des Monats gereicht. Zudem: war Ultimo heran, pflegten sich doch in der letzten Zeit die Gläubiger zu melden, um ihren schnöden Mammon zurückzuhaben. Jetzt, wo er die feste Anstellung vom Halse hatte, war er auch ihre Geldforderungen los: Sie tappten ja völlig im Dunkeln! Die konnten lange lauern.

Warum auch hätte er Geld zurücklegen sollen? Wo Schnaps und Bier, Zigaretten und Wäsche mit jedem Tage teurer wurden, sparte man nicht. Carpe diem! Morgen können wirs nicht mehr, darum laßt uns heute leben! Der alte Schiller hatte ja so recht. Karl Alfred kannte keine Reue.

Gewiß: Jetzt zu Meyer-Gaewernoh zu gehen und endgültig das Tischtuch zwischen sich und dem, was man „anständig" nannte, entzwei zu schneiden, war immerhin ein Schritt. Aber Toppidi tat ihn ohne viel Nachgedanken und ziemlich unbesorgt um die Zukunft. [illegible] der verwegene Jüngling aus der Malepartusstraße machte, das konnte er schon lange! In Zeiten des allgemeinen Mangels waren Stehlen und Schieben schon immer Trumpf gewesen. Tausende, die als Rittergutsbesitzer auf Schlössern, als Großhändler in Palästen saßen, schwelgten in der Not der anderen, jeder dritte Mensch tat Dinge, die verboten waren und auf Kosten der Gesamtheit gingen. Und er wollte sich ja nur an Leuten bereichern, denen genommen ward, weil sie im Ueberfluß hatten. Aus dem, was es in Kellerwohnungen zu stehlen gab, ließ sich kein Großbetrieb machen!

Uebrigens bildete sich Toppidi ein, keineswegs unüberlegt zu handeln, immer wieder hatte er sich in der letzten Woche die Sache durch den Kopf gehen lassen, ehe er vor sich selber entschied. Und wenn er bei klarem Verstand war, freute er sich jedesmal über solche sozialpolitischen Gedanken, die er sich auch heute noch machte. Wo jetzt sein Entschluß gefaßt war, beherrschte ihn jene gelassene Gleichgültigkeit, die er äußerlich fast nie und auch innerlich nur selten verlor.

Er hatte die Leipziger Straße passiert. Hier herrschte noch Leben. Chauffeure schimpften, Frauen boten sich an. Gruppen von Nachtschwärmern lärmten, undefinierbare Gestalten wurden häufiger. Berlin schlief ja niemals ganz fest!

An der Behrenstraße bog er rechts ein.

Nummer 244! Er war am Ziel.

Eine Kneipe, wie tausend andere, dachte er, als er eintrat. Konzession, für Droschkenkutscher, Kellner und alle offen oder heimlich bei Nacht Arbeitenden schon zu frühester Morgenstunde zu öffnen! Und doch lagerte im Raum jener geheimnisvolle Duft, den nur Eingeweihte zu wittern vermögen!

Köpfe fuhren herum, als er eintrat, und er hatte das Gefühl, daß die Leute, die ihn ansahen, nicht wußten, was sie mit ihm anfangen, wohin sie ihn stecken sollten. Ein Freier? Das kleine Helle, das er sich an der Theke bestellte, schloß die Möglichkeit aus. Pulle oder Achtgroschenjunge? Man hatte ihn nie dafür gehalten, wohin er auch kam. Bald merkte er, daß er ihnen nach kurzer Prüfung als harmlos galt, zu wenig verwegen und vorsichtig zugleich freilich für einen halbwegs schweren Jungen! Mochten sie glauben, er sei Spanner oder Schlepper irgendeines entfernter liegenden Nachtlokals.

Immer wieder empfand Karl Alfred Toppidi eine sonderbare Art von Wohlbehagen, wenn er hinblickte über das Publikum dieser Nachtstätten, die nichts mit dem Balten-Kasino und der Atalantis-Diele gemein haben. Hier war das dunkle Berlin, vor dem es den Bürger graute: Gesichter von kühnem Schnitt und doch durch Laster gezeichnet, Eleganz markiert auch in schäbiger Kleidung, Hemmungslosigkeit die ganzen Figuren. Und dies war noch harmlos im Vergleich zu den gänzlich im Dunkeln liegenden Schenken in der Münz- und der Schönhauser Straße!

An dem Tisch gleich rechts saß ein Penner und schlief: den Mund halb offen, atmete er röchelnd. Ein leeres Schnapsglas stand vor ihm. Ungepflegter schwarzer Schnurrbart, Stoppeln im Gesicht, der einzige Mensch nur mit Halstuch! An die fünfzig Jahre mochte er zählen. Auf diese Art ist er nun alt geworden, dachte Karl Alfred.

An der Theke neben ihm standen ein Kellner und zwei Chauffeure, die ihre Arbeit bei irgendeiner nächtlichen Diele erledigt hatten. Echt Berliner Gesichter, die fast angeborene Selbstsicherheit des Großstädters in jeder Bewegung, Menschen, die niemals Angst und immer zu leben hatten, unbelastet von den Vorurteilen von Bürgertum und Mittelstand. In Toppidi stieg Neid auf.

Drüben mauschelte man. Karl Alfred trat an den Tisch, um zu kiebitzen.

Fünf Menschen, zusammen nicht hundert Jahre alt, bei Bier und Schnaps und Kartenspiel morgens um sechs! Fünf Menschen, die von der Nacht seit Jahren zu leben gewohnt waren, der eine als Wagenschlagöffner vor irgendeinem Palais, der andere als Zigarettenverkäufer an irgendeiner Ecke, der dritte von irgendeinem dritten geheimnisvollen Gewerbe sich nährend. Fünf Menschen, die alle im Grunde ihre Sache auf nichts stellten, die alle nicht schafften und dennoch, sorglos fast immer, dahinlebten!

Zwei hatten die Schiebermütze hinten im Nacken, die Stirnlocke fast bis zum Auge herunter. Einer, Schal um den Hals, steifen Hut auf den Kopf, markierte den Dandy.

„Ich kloppe den roten Kaiser", sagte einer, als er den Herzenkönig umdrehte.

„Och gemacht. Ick bleibe zu Hause."

„Ick latsche mit."

„Mir hat et keena vaboten."

„Zwee Scheine sechzig steht."

„Ick koofe vier."

„Zwo for mir."

Karl Alfred schätzte weniger den Berliner Dialekt als die freche Selbstverständlichkeit, mit der diese Menschen, die alle nichts hatten, hier um die Hundertmarkscheine spielten. Erscheinungen solcher Art, die nur die Großstadt in so mannigfaltiger Verschiedenheit und so nicht zu steigernder Prägnanz aufwies, schienen ihm Verkörperungen unbedingter und nie beirrter Lebensbejahung und freuten und lockten ihn deshalb. Er hatte sich eine Philosophie zusammenformuliert, nach der die große Masse der Gebildeten deshalb unglücklich lebe, zum mindesten aber das Leben nicht ausschöpfte, weil sie sich durch selbstgeschaffene Hemmungen von tausenderlei Art zurückhalten ließ. Und halb verstandes-, halb gefühlsmäßig hatte er sich in den letzten Monaten auf die Ueberwindung aller dieser Hemmungen eingestellt. In der Tat konnte er vor sich selber nicht leugnen, daß er sich innerlich um so freier fühlte, je mehr er von der Norm der anderen abwich und von denen, die eigentlich seinesgleichen waren, als verirrt angesehen ward.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mond soll schuld sein

Die Ablehnung seiner Wettermacherkünste

Der Privatdozent Alois Caspari wischte sich mit der Papierserviette den Mund und sagte: „Die heutige Wissenschaft stellt sich Ihrer Ansicht entgegen, die Sie den Mond zum Wettermacher stempeln. Rein theoretisch ist allerdings eine Einwirkung des Mondes auf die Erdatmosphäre vorhanden —"

„Na also! Und praktisch erlebt man's doch täglich!" sagte die Hausfrau, die korpulente Frau Lonny Straffke. „Jedes Kind weiß es doch, daß mit dem Mondwechsel auch ein Wechsel des Wetters zu erwarten ist. Demzufolge üben die Mondfasern — oder, wie das heißt – "

„Mondphasen!"

„Na, ich sag's ja . . ., also die Mondphrasen doch eine ganz bestimmte Einwirkung auf das Wetter aus. Nur dem Mond verdanken wir den diesjährigen Regen."

„Das ist ja auch schon durch den Hundertjährigen Kalender bewiesen," sagte Herr Straffke, der, seit er „zum Zwecke des Durchhaltens in Zeiten der Ungemütlichkeit" sich ein größeres Rittergut bei Angermünde gekauft hatte, einiges Interesse für sogenannte „Bauernregeln" aufbrachte.

„Ja, du liebe Zeit!" sagte der Dozent. „Wenn's danach ginge! Warum zitieren Sie da nicht lieber gleich den alten Theophrast? Der hat nämlich in einer Schrift gesagt, daß auf den Neumond durchschnittlich Regen falle. Und der alte Römer Varro hat erklärt: „Wenn das obere Horn der Mondsichel abends dunkel erscheint, so wird nach dem folgenden Vollmond eine Regenperiode einsetzen."

„Na, also! Warum sollen die Leute nicht recht haben?"

„Es stimmt doch mit der allgemeinen Volksansicht überein!"

„Nichtsdestoweniger können diese Ansichten keineswegs als sicher begründet angesehen werden. Ich habe Ihnen bereits zugegeben, daß theoretisch eine Einwirkung des Mondes auf unsere Wetterlage vorhanden ist . . ., gewissermaßen eine Ebbe und Flut der irdischen Lufthülle. Die Frage ist nur die, ob diese Mondeinwirkungen groß genug sind, um nachweisbar zu sein. Die wissenschaftliche Rechnung antwortet mit einem Nein!"

„Na, und der Hundertjährige Kalender mit einem lauten Ja!"

„Unsere Rechnung hat ergeben," fuhr Dr. Caspari fort, „daß die von den Stellungen des Mondes abhängigen regelmäßigen Aenderungen des Barometerstandes so klein sind, daß sie sich der Beobachtung entziehen. Der Unterschied des Luftdrucks, der durch die Mondanziehung auf die Erdatmosphäre hervorgebracht würde, könnte, am Barometer gemessen, ein Hundertstel eines Millimeters nicht überschreiten. Auch die Regenmenge zeigt sich nicht in bestimmter Abhängigkeit vom Monde. Ausschließlich ganz schwache Maxima lassen sich bei Neumond und bei Vollmond sowie bei Mondnähe konstatieren."

„Ja, du lieber Gott . . ., was bleibt denn da von unserem Glauben und Hoffen auf den Mondwechsel?"

„Der Zufall!" sagte der Privatdozent. „Es ist beim Wetter der Bauernkalender — zu dem der im Volke fest wurzelnde Glaube gehört, daß der Mondwechsel anderes Wetter bringen muß! — wie sonst im Leben, man trifft es ja leider häufig, daß das mehr zufällige Zusammentreffen zweier Begebenheiten verfrüht benützt wird, um daraus auf einen ursächlichen Zusammenhang zu schließen. Hoffen Sie also weiter auf den Mondwechsel. Hoffnung läßt nicht zu schanden werden — manchmal! Die Wissenschaft muß Ihnen den Trost rauben, daß der Mann im Monde ein Wettermacher ist. Sein Einfluß auf die Witterung ist gleich Null — und dagegen hat auch Rudolf Falb mit seinen Argumenten, als er für den Wettereinfluß des Mondes eine Lanze brach, nichts ausrichten können."

„Und ich hatte mich so fest auf den Mond verlassen!" seufzte Frau Lonny.

„Und ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich Ihrem Glauben einen physikalischen Halt hätte geben können."

Frau Lonny schüttelte ihre Doppelkinns. „Geben Sie sich keine Mühe, lieber Freund. Schließlich glaubt jeder, was er will —"

„Und wird dabei glücklich, auch wenn's ein Aberglaube ist. Es war mir ein Vergnügen, gnädige Frau . . . .!"

Flappy Flip

Blinder Mann

Von Franz Rothenfelder

Wipfel sind es, die rauschen,
Nicht leeres Geäste mehr,
Das unwirsch klappernd
Vom heulenden Wind sich wendet.

Was um dich lacht,
Mein blinder Bruder,
Sind Menschen.
Und was sich küßt,
Fast streifend deiner Armut Kleid,
Sind Liebende.

Auf Füßen fühlst du
Sengende Wärme,
Und schrickst zusammen,
Daß du im Schatten weilst.

Du darfst nicht hören
Dies Lied vom Früling.
Ich werde flüsternd
In starrer Andacht,
Denn deine Seele hört es,
Die eng gebettet
In meiner ruht.

Zähle dein Geld,
Das Menschen in Angst
Um eigenes Schicksal
Dir zitternd reichen,
Und höre nicht
Das Lachen vom Frühling,
Das Rauschen und Wehen.

Du schriest auf,
Du streutest Geld
Auf schmutzige Steine
Den Hunden hin
Und brülltest:
Hunde bellt,
O bellt, ihr Hunde,
Sie sagen, daß es Frühling ist.

Warum bist du nicht tot,
Mein toter Bruder?
Es kann kein Vater sein,
Der Frühling schickt.
Mich würgt Gebet,
Wenn nur ein Stückchen Glut
Aus unbeschreiblicher Sonnenluft
Auf deinen abgezehrten Körper fällt.

Geh in den tiefsten Schatten
Und bettle.
Für mich,
Für Menschen
Und für den Gott,
Der Wipfeln Farbe
Und Rauschen schenkt.

Verantwortliche Redakteure: für innere Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Vetter; für auswärtige Politik: Carl v. Ossietzky; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: Heinrich Heppenheimer; f. d. Inseratenteil: Heinrich Baron; sämtlich in Berlin. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.